

dtv

Breslau, in den frühen Morgenstunden des 1. Januar 1937: Abwehroffizier Eberhard Mock leitet Ermittlungen wegen Mordes ein. Das Opfer ist eine junge Frau, brutal verletzt und vergewaltigt, aufgefunden in einem heruntergekommenen, verrufenen Hotel. Mock, voller Abneigung gegen die neue Ordnung, Gestapo-Intrigen und Faschisten an der Macht, begibt sich auf die Suche nach dem Mörder. Unermüdlich zieht er durch Orte voller Geheimnisse, Gewalt und Grausamkeit und kommt dabei mit der Unterwelt, aber auch mit höchsten gesellschaftlichen Kreisen in Berührung. Zwar bringen seine unkonventionellen Ermittlungsmethoden ihn tatsächlich auf die Spur des Mörders, aber er kann ihn nicht dingfest machen.

Als Mock zwei Jahre später, zwischenzeitlich nach Lemberg versetzt, zusammen mit Polizeikommissar Edward Popielski ein Ungeheuer jagt, das wie der Minotauros Jungfrauen tötet, kommt ihm sein früherer Fall wieder in den Sinn ...

Marek Krajewski, 1966 geboren, ist Altphilologe und war Dozent an der Universität Breslau. Seit 2007 konzentriert er sich ganz auf seine Tätigkeit als Schriftsteller. Er lebt in Breslau. Seine Krimiserie mit dem Antihelden Eberhard Mock ist in Polen und inzwischen auch in Deutschland sehr erfolgreich, die Romane wurden in Polen u. a. als »Krimi des Jahres« und mit dem »Paszport Polityki«-Preis der Wochenzeitung »Polityka« ausgezeichnet, in Deutschland wurden sie mehrmals auf die KrimiWelt-Bestenliste gewählt.

Marek Krajewski

Finsternis in Breslau

Kriminalroman

Aus dem Polnischen von
Paulina Schulz

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Marek Krajewski
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Der Kalenderblattmörder (21092)
Gespenster in Breslau (21150)
Tod in Breslau (21181)
Festung Breslau (21182)
Pest in Breslau (24727)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Deutsche Erstausgabe 2012
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2009 Marek Krajewski
Titel der polnischen Originalausgabe:
»Głowa Minotaura«
(Wydawnictwo W.A.B., Warschau 2009)
© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: »Vin et philosophie à la carte« (1997)
von Juarez Machado
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Bembo 10,25/12,5'
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21347-9

*Meinem verstorbenen Onkel Michał Obłąk,
der mir als Erster vom Lemberg seiner Jugend erzählt hat*

DAS LABYRINTH WIRD BETRETEN

»Ich weiß von einem griechischen Labyrinth, das aus einer einzigen geraden Linie besteht. Auf dieser Linie haben sich schon so viele Philosophen verirrt, dass ein bloßer *detective* sich wohl verirren darf.«

Jorge Luis Borges: Der Tod und der Kompass

*Lemberg, Dienstag, den 9. Mai 1939,
fünf Uhr früh*

Die Morgendämmerung schwebte über dem Alten Markt.

Der rosa Schimmer drang zwischen ärmliche Buden und Stände, in denen die Verkäuferinnen ihre Kessel mit Borschtsch und Pierogen aufstellten, schwebte über den Milchkanen, die der jüdische Verkäufer auf einem Wägelchen aus den Milchwerken herankarrte, und brach sich auf den Schirmmützen der Batjaren, den Lemberger Ganoven, die in den Hauseingängen standen, unentschlossen, ob sie endlich schlafen gehen oder warten sollten, bis die nahe gelegene Schenke aufmachte.

Das schimmernde Licht des Morgens streifte die Kleider zweier Straßenmädchen, die in der Nacht keinen Kunden abbekommen hatten. Schweigend ließen sie den Strich in Mostki hinter sich und liefen zurück in die Smerekowa-Straße, wo sie in einem ärmlichen Zimmer hinter einem Paravent zwei Betten zur Miete hatten. Den Männern, die zur Frühschicht in die Schnapsfabrik eilten, fiel das Licht ins Gesicht, doch sie achteten nicht weiter darauf. Stattdessen hefteten sie den Blick auf die gepflasterte Straße und beschleunigten ihre Schritte. Die Papiertüten mit Pausenbrot und Zwiebeln, die sie in den Händen hielten, raschelten bei jeder Bewegung.

Keiner der Lemberger Arbeiter und Straßenjungen staunte über das Wunder der Eos, der Göttin der Morgenröte, keiner sinnierte über den Reigen der Natur, keiner sah zu den feinen Schattierungen des Lichts und der Farben am Himmel hinauf. Derweil ließ Eos die spitzen Dächer des Krankenhauses der Barmherzigen Schwestern erstrahlen.

Dem Unterkommissar Franciszek Pirożek lagen (ähnlich wie seinen Landsleuten) homerische Verzückungen fern. In dem nagelneuen Chevrolet der Lemberger Polizei fuhr er die Kazimierzowska-Straße entlang und beobachtete angespannt die Bewohner des Arbeiterviertels. Er versuchte Anzeichen einer außergewöhnlichen Unruhe auszumachen, hielt Ausschau nach aufgeregt diskutierenden Grüppchen oder gar nach gefährlichen bewaffneten Banden, nach Leuten, die bereit waren, den Verbrecher zu lynchen. Doch er sah niemanden, der ihn hätte beunruhigen können, weder in der Kopernik-Straße noch in der Straße der Legionen noch sonstwo. Allmählich beruhigte er sich und seufzte immer wieder erleichtert.

Was für ein Glück!, dachte er, als das Polizeiauto am Großen Theater vorbeifuhr und vor der Apotheke in der Żółkiewska-Straße 4 hielt. Ein Glück, dass ein Apotheker den grausigen Fund gemacht hatte, ein vernünftiger, pragmatisch denkender Rationalist, der nicht laut brüllend herumrante – sonst hätte er gewiss die ganze Gegend aufgeweckt.

Pirożek stieg aus dem Automobil, schaute sich um und spürte, wie seine Kehle eng wurde. Der Wachtmeister vor der Apotheke war den Anwohnern nicht entgangen. Sie standen um das Gebäude herum und diskutierten bisweilen unverschämt laut über die Gegenwart des Ordnungshüters. Mit strenger Miene sah dieser unter dem Schirm seiner Polizeimütze hervor und hieb immer wieder gegen den Schlagstock, der an seinem Oberschenkel hing.

In diesem Viertel wurde Polizisten kein Respekt entgegengebracht. Es hatte sogar Zeiten gegeben, da mussten sie in der Mitte der Straße gehen, um nicht in eine Einfahrt hereingezogen und verprügelt zu werden. Der Wachmann vom 3. Kommissariat war deshalb sichtlich erleichtert, als er Pirożek sah, salutierte ihm und ließ ihn in die Apotheke eintreten. Der Unterkommissar kannte sich aus. Zielstrebig

trat er hinter die Theke, auf der ein altmodisches Telefon stand, durchquerte die dunkle Diele, stolperte dabei über eine Kiste und erreichte die Küche der Wohnung des Apothekers.

Zwar verhielt sich der Besagte, Herr Apotheker Adolf Aschkenazy, wie von Pirožek schon vermutet, äußerst vernünftig, dafür war seine Frau vollkommen außer sich. Sie saß am Tisch, krallte ihre schlanken Finger in die Lockenwickler, die eng an ihrem Schädel anlagen, und schüttelte laut jammernd immer wieder den Kopf. Ihr Ehemann legte den Arm um sie und drückte ihr eine Tasse mit Baldriantee an die Lippen, wie am Geruch unschwer zu erkennen war. Der Wasserkessel brummte auf der Feuerstelle des Herdes. Die Fenster waren vom Dampf beschlagen, was es dem Schaulustigen, der der Aufmerksamkeit des Wachtmeisters entgangen war, unmöglich machte hereinzusehen.

Der Mief in der Küche war überwältigend. Pirožek nahm seinen Hut ab und wischte sich über die Stirn. Frau Aschkenazy starrte ihn entsetzt an, gerade so als hätte sie den Teufel gesehen und nicht einen gemütlichen, rotbackigen, Vertrauen erweckenden Beamten. Pirožek murmelte eine Begrüßung und spulte im Gedächtnis noch einmal das Telefongespräch mit Herrn Aschkenazy ab, das er eine halbe Stunde zuvor geführt hatte. Äußerst ruhig und beherrscht hatte der Apotheker die Situation in allen Details geschildert. Pirožek konnte also darauf verzichten, ihn zu vernehmen, noch dazu im Beisein der verschreckten Ehefrau, dachte er bei sich.

»Wo geht's zum Hof?«, fragte Pirožek nur.

»Durch die Diele, ganz hinten, Herr Polizist!«, antwortete überraschenderweise Frau Aschkenazy.

Aber Pirožek beachtete die Frau nicht weiter, sondern trat zurück in die dunkle Diele. Hinter einer Tür war Schnarchen zu hören.

Bestimmt kleine Kinder, dachte er. Sie schliefen so fest, dass nicht einmal ein Zwischenfall wie dieser sie aufwecken konnte.

Der schlammige Hof war mit einem Eisenzaun von der Straße getrennt und wurde von zwei Wächtern des Kommissariats bewacht. Zu beiden Seiten standen zweigeschossige Häuser mit umlaufenden Galerien.

Zum Glück schliefen die meisten der Bewohner noch. Nur im ersten Stock auf der Galerie kauerte eine grauhaarige Greisin auf einem Hocker und ließ den Blick nicht vom Polizeibeamten Józef Dułapa, der neben dem Aborthäuschen stand und rauchte. Pirożek dachte an den telefonischen Bericht von Aschkenazy, der ausgetreten war und im Toilettenhäuschen etwas Schreckliches vorgefunden hatte.

Dułapa erblickte den Kollegen, warf die Kippe auf den Boden und zertrat sie mit dem Schuhabsatz.

»Was machen Sie denn da, Dułapa!«, raunzte Pirożek so laut, dass die Alte auf der Galerie aufsprang. »Das hier ist ein Tatort! Sie dürfen die Spuren nicht verfälschen! Stecken Sie die Kippe gefälligst in die Tasche, verdammt noch mal!«

»Jawohl«, erwiderte Dułapa und bückte sich, um die Kippe aufzuheben.

»Wo ist es?«, fragte Pirożek und merkte sofort, dass er sich falsch ausgedrückt hatte. Er durfte einen toten Menschen nicht versachlichen. »Wo ist die Leiche?«, korrigierte er sich. »Sie haben sie hoffentlich nicht angerührt! Geben Sie mir Ihre Taschenlampe!«

»Im Abort. Der Herr Kommissar mögen bitte aufpassen. Da liegen die Gedärme ...«, flüsterte der Untergebene unbehaglich und fügte, als er Pirożek die Taschenlampe reichte, noch leiser hinzu: »Herr Kommissar, bei allem Respekt, nehmen Sie es mir nicht übel, aber das ist eine sehr schlimme Sache, da sollte der Kommissar Popielski ran.«

Pirožek überhörte die Bemerkung. Er leuchtete gewissenhaft auf die feuchte schwarze Erde, dann ging er zum Aborthäuschen und öffnete die Tür. Der Gestank raubte ihm beinahe den Atem. Der Anblick, der sich ihm bot, ließ ihm schier schwarz werden vor Augen. In diesem Moment bemerkte er, wie die Greisin sich über das Geländer beugte, um in das Häuschen hineinsehen zu können, und er knallte die Tür zu.

»Dułapa«, sagte er und holte tief Luft, »entfernen Sie die Alte von der Galerie!«

Der Mann rückte sich den engen Kragen zurecht und ging mit strenger Miene auf die Treppe zu.

»Los, Alte«, rief er der Frau zu, »weg hier, und zwar schnell!«

»Darf der Mensch nicht mehr austreten, wenn er muss, oder was?!«, schimpfte die Greisin, verschwand jedoch folgsam in ihrer Wohnung. Ihren Hocker allerdings ließ sie vorsorglich auf der Galerie stehen.

Pirožek öffnete die Tür noch einmal und richtete den Strahl der Taschenlampe auf die blasse Gestalt, die im Abort lag.

Der kleine Körper des Kindes war so verdreht, als hätte jemand versucht, seinen Kopf unter die Knie zu zwängen. Die Haare auf dem Schädel waren dünn und zerzaust. Die Haut der Wangen spannte über violetten Beulen. Auf der Schwelle des Toilettenhäuschens lagen die Gedärme, deren glatte Oberfläche von Blutrinnsalen bedeckt war.

Der Unterkommissar hatte das Gefühl, als steckte ihm etwas in der Kehle und ließe ihn ersticken. So etwas hatte er noch nie gesehen. Ein krankes Kind mit verschorfter Haut und verdrehten Gliedern. Auf den ersten Blick nicht älter als drei Jahre. Er richtete sich wieder auf, spuckte zu Boden und betrachtete die Leiche erneut. Die Flecken auf der Haut, das war kein Schorf, das waren Stichwunden.

Er knallte die Tür hinter sich zu. Dułapa sah ihn an, beunruhigt, aber auch interessiert. Aus der Ferne, von der Grodecka-Straße her, klingelte die erste Straßenbahn. Über Lemberg erwachte ein neuer schöner Maientag.

»Sie haben recht, Dułapa«, sagte Pirożek langsam. »Das ist ein Fall für Kommissar Popielski.«

*Lemberg, Dienstag, den 9. Mai 1939,
Viertel vor elf Uhr morgens*

Leokadia Tchorznicka trat auf den Balkon ihrer Wohnung in der Kraszewski-Straße 3 hinaus und ließ ihren Blick über den Teil des Jesuitengartens wandern, der von dort aus sichtbar war. Es war zu einem täglichen Ritual geworden, denn sie liebte die heilsame Gewissheit, dass um sie herum alles beim Alten blieb: die Kastanien, die Buchen, die Eichen, das Denkmal von Agenor Gołuchowski und die steinerne Vase mit der Allegorie des Lebens.

An jenem Tag jedoch hatte eine Veränderung stattgefunden: die Kastanien standen in voller Blüte. Vor dem benachbarten Gymnasium »Jan Długosz« liefen die Abiturienten die Straße entlang. Vom ersten Stock aus sah Leokadia die Burschen in ihren Uniformen, die Zigarette zwischen den Fingern. Sie trugen ihre Bücher mit Ledergürteln zusammengebunden unter dem Arm und diskutierten, so weit sie hören konnte, über den Zusammenhang von Sinus und Tangens.

Sie erinnerte sich an ihr eigenes Abitur, vierzig Jahre zuvor – und dann an die glückliche Zeit als Studentin der Romanistik an der Jan-Kazimierz-Universität in Lemberg. Als eines von nur vier Mädchen in der Fakultät war sie per-

manent von Verehrern umlagert gewesen. Leokadia stützte ihre Ellbogen auf die Daunendecke, die sie zum Auslüften über das Gelände des Balkons gehängt hatte, wandte ihr Gesicht der Sonne zu und genoss ihre gymnasialen und studentischen Erinnerungen. Auf einmal fuhr ein Laster mit Altmittel dröhnend vor ihrem Balkon vorbei. Leokadia konnte unvorhergesehene Dinge nicht ausstehen, und sie schalt sich selbst für ihre Schreckhaftigkeit und ihren Unmut.

Rasch ging sie zurück in die Wohnung und schloss die Balkontür. Das Letzte, was sie wollte, war, dass Edward aufwachte. Leokadia Tchorznicka lebte seit zwanzig Jahren mit ihrem Vetter Edward Popielski zusammen, und in den ganzen Jahren hatte es kaum Streit zwischen ihnen gegeben; und wenn doch, dann war es immer darum gegangen, dass Edward plötzlich aus dem Schlaf gerissen wurde. Mal, weil das Fenster wegen der Zugluft zuknallte, mal, weil ein Hausierer im Hof seine Ware lautstark anpries, mal, weil das Dienstmädchen Hanna in der Küche ihre Gebete zu laut sang: All diese Geschehnisse störten Edwards Schlaf. Er pflegte erst gegen fünf Uhr früh zu Bett zu gehen und stand nie vor ein Uhr mittags auf.

Leokadia schlich beunruhigt vor Edwards Schlafzimmer umher, dessen Fenster zum Hof gingen. Auch die Fenster des Zimmers, in dem Edwards Tochter Rita schlief, und die Fenster der Küche gingen auf den Hof. Leokadia lauschte eine Weile, um festzustellen, ob das ohrenbetäubende Klirren des Altmittels Wirkung hinterlassen hatte. Aber dann musste sie feststellen, dass Edward bereits aufgestanden war.

Er stand mit dem Telefonhörer in der Hand an der Wohnungstür.

Dabei habe ich den Hörer absichtlich danebengelegt, ärgerte Leokadia sich in Gedanken. Was hätte ich auch tun sollen, wenn schon seit sechs Uhr früh Anrufe für ihn von

der Kommandantur kamen? Dann wäre er vom Klingeln des Telefons aufgewacht und hätte mich wieder ausgeschimpft.

Edward stand im Flur und schwieg, starrte dabei den Hörer an, als sähe er darin einen Menschen. Plötzlich fing er in aufgebrachtem Ton zu schimpfen an. Leokadia ging schnell in die Küche und schloss die Tür hinter sich, damit nicht der Eindruck entstand, dass sie lauschen würde. Ihr diskretes Verhalten jedoch half nichts: Edward brüllte so laut, dass sie jedes Wort verstand.

»Verstehen Sie kein Polnisch, Herr Kommandanturleiter?« Jetzt wusste sie, dass Edward mit seinem Vorgesetzten sprach, dem Amtsleiter der Lemberger Ermittlungsbehörde. »Oder habe ich mich nicht klar ausgedrückt?! Ich verweigere die Mitarbeit an diesem Fall – und ich verweigere die Angabe von Gründen! Das ist alles, was ich Ihnen mitzuteilen habe!«

Leokadia hörte, wie der Hörer auf die Gabel geknallt wurde, die Dielenbretter unter Edwards Füßen knarrten, und dann war das charakteristische Geräusch der Wählscheibe zu vernehmen.

Wen ruft er wohl an?, überlegte Leokadia. Will er sich vielleicht bei diesem Zubik entschuldigen?

Edward sprach nun leiser, und Leokadia atmete auf. Sie mochte es nicht, wenn er Streit mit seinem Vorgesetzten hatte. Bislang verschwieg er ihr den Grund für die Auseinandersetzungen, doch der Ärger darüber steckte in ihm wie ein Holzsplitter. Edward platzte beinahe vor unterdrückter Wut. Er schwoll geradezu an vor Zorn, sein Gesicht lief rot an, und Leokadia befürchtete einen neuerlichen Anfall.

Wenn er sich wenigstens einmal überwinden könnte!, dachte sie bei sich. Wenn er mir nur einmal erzählen würde, worin das Problem mit seinem Kommandanturleiter Zubik begründet liegt! Das würde ihm bestimmt helfen! Warum

will er nie über diese Konflikte reden? Sonst vertraut er mir doch auch jedes Detail einer Ermittlung an, egal wie geheim sie ist. Er weiß doch, dass ich schweigen kann wie ein Grab.

Leokadia holte Lebkuchen aus der Speisekammer, die sie am Morgen bei Zalewski gekauft hatte, dann gab sie frisch gemahlene Kaffeebohnen in die Kanne und übergoss sie mit heißem Wasser.

Wieder knarrten die Dielenbretter, ein Vorhang raschelte.

Er hat das Gespräch beendet und ist in den Salon gegangen, dachte Leokadia. Er hat den Vorhang zum Schutz gegen das Sonnenlicht zugezogen, sitzt jetzt an der Standuhr, raucht und liest Zeitung. Sie stellte das Kaffeegeschirr auf ein Tablett.

Alle ihre Vermutungen wurden bestätigt. Bis auf das Lesen der Zeitung, die immer noch auf dem Tischchen in der Diele lag. Die dicken grünen Vorhänge im Wohnzimmer waren zugezogen, und unter der Stuckrosette leuchtete der Kronleuchter.

Edward Popielski saß im Sessel an der Uhr und klopfte die Asche in einen muschelförmigen Aschenbecher. Er hatte eine Hose aus dickem Stoff an, dazu einen kirschroten Morgenmantel mit schwarzem Samtbesatz und an den Füßen blank geputzte Hausschuhe. Auf seinem kahlen Schädel bemerkte Leokadia Spuren von Rasierseife und einen kleinen Rasurschnitt. Sein gestutzter Schnurrbart und der Bart um den Mund herum waren mit dunkler Pomade gefärbt.

»Guten Morgen, Edward«, sagte Leokadia und stellte lächelnd das Tablett auf den Esstisch. »Ich muss auf dem Balkon gewesen sein, als du im Bad warst. Du hast dich gerade rasiert, als das Telefon klingelte. Du bist zusammengezuckt und hast dich am Kopf geschnitten, nicht wahr?«

»Du solltest bei der Polizei arbeiten«, erwiderte er. Mit diesen Worten kommentierte er üblicherweise die detektivistischen Ausführungen seiner Cousine; doch dieses Mal schenkte er ihr kein Lächeln. »Ist Hanna heute nicht da?«

Leokadia setzte sich an den Tisch und goss den Kaffee in die Tassen. Sie wollte warten, bis Edward sich gesetzt und sein übliches Frühstücksritual absolviert haben würde: *Primum makagigi, deinde serdelki*, was bedeutete, dass er zuerst Kaffee zu sich nahm und dazu süße Teilchen und Kekse aß, um dann zu Bockwürstchen mit Meerrettich überzugehen, zu denen er Brötchen verspeiste und Tee trank. Doch Edward setzte sich nicht an den Tisch. Er saß immer noch im Sessel und rauchte. Die Zigarette steckte in einem Halter aus Bernstein.

»Du solltest nicht auf nüchternen Magen rauchen«, merkte Leokadia an. »Mach die Zigarette aus und setz dich zu mir an den Frühstückstisch. Außerdem ist heute Dienstag.«

»Ich verstehe nicht, was das eine mit dem anderen zu tun hat.« Die Zigarettenspitze stieß mit einem leisen Geräusch gegen den Rand des Muschelaschenbechers.

Aus seiner langsamen Sprechweise schloss Leokadia, dass Edward ausnehmend schlechte Laune hatte.

»Es hat nichts miteinander zu tun«, erwiderte sie. »Heute ist Dienstag. Hanna hat frei. Ich habe lediglich deine Frage beantwortet.«

Edward stellte den Aschenbecher auf einem kleinen Tischchen neben der Uhr ab und erhob sich. Er trat um den Tisch herum und blieb hinter Leokadias Stuhl stehen. Sanft griff er an ihre Schläfen und drückte ihr einen Kuss auf den Scheitel, wobei er ihre kunstvolle Frisur ein wenig zerzauste.

»Entschuldige bitte meine Laune«, sagte er und setzte sich an den Tisch. »Mein Tag hat nicht gut angefangen. Zumbik hat mich angerufen und ...«